



5. April 2003, 02:16, Neue Zürcher Zeitung

Eine Soziologie des Seins

Gerhard Schulzes Epochendiagnose

Von Uwe Justus Wenzel

Erlebnisgesellschaft: Seit einem Jahrzehnt hält sich der Begriff im Orbit der soziologischen Zeitdiagnose. Gerhard Schulze, Professor für Methoden der empirischen Sozialforschung an der Universität Bamberg, hat ihn mit seinem gleichnamigen Buch von 1992 als Aufklärungssatelliten in eine erdnahe Umlaufbahn geschossen: Augenfällige, aber konturschwache und wandelbare Phänomene - Stichwort Eventkultur, Stichwort Lifestyle, Stichwort Hedonismus, Stichwort Ästhetisierung - fügen sich im Fokus des Begriffs zu kultursoziologischen Mustern: Nicht mehr Klassen oder Schichten, sondern von Bildungsgrad und Alter abhängige «Erlebnismilieus» strukturieren die Erlebnisgesellschaft - eine Gesellschaft von Individuen, die aus ihrem Leben so etwas wie ein kleines Lebenskunstwerk zu machen freigesetzt oder gezwungen (oder beides) sind.

Der Einwand, es handle sich bei dieser Kulturanalyse um Schönwettersoziologie, die unbegriffen voraussetze, dass die zu Individuen geadelten Leute genügend Geld und Zeit hätten, um subtilere Existenznöte geniessen zu können, ist in vielen Varianten erhoben worden. Er hat, unerachtet seiner möglichen Triftigkeit, die Karriere des Begriffs der Erlebnisgesellschaft nicht verhindert. Das mag daran liegen, dass der Ausdruck nicht nur als soziologische Kategorie Verwendung, sondern auch als Leitbegriff einer sozialen Selbstbeschreibung Abnehmer gefunden hat - unter denen, die sich in Erlebnissen «wiedererkennen».

Ob dem neuen Buch Schulzes ein ähnlicher Erfolg beschieden sein wird, steht dahin. Sein Titel greift ins Kosmische aus und auf des Philosophen Leibniz Theodizee zurück: «Die beste aller Welten». Auch der Gedankengang lenkt den Blick gleichsam nach oben: in einen Ideenhimmel, der sich über der Erlebnisgesellschaft wölbt sowie, epochemachend, über der gesamten historischen Formation, die man «Moderne» nennt. Nach Schulze sind es zwei Ideen - man könnte auch von zwei Ideenagglomerationen sprechen -, die das Schicksal der Menschen in modernen Gesellschaften bestimmt haben und bestimmen werden: die Idee der Steigerung und die Idee der Ankunft; wahlweise: die Idee des Könnens und die des Seins. Die Ähnlichkeit mit Erich Fromms populär gewordenem Dualismus von Haben und Sein ist unbestreitbar, aber schwach; zumal Schulze, ganz anders als Fromm mit seiner Kritik des Habens, keinerlei Rangordnung zwischen den beiden «Dimensionen» des Lebens etabliert - wie er sich überhaupt bemüht, zu beobachten und nicht zu bewerten. Der Gefahr einer Übereinfachung aber setzt auch seine «verstehende Soziologie» sich aus, wie jede Theorie, die mit einer einzigen Differenz die Welt erklären will. - «Können» - das meint das «Erarbeiten von Handlungsmöglichkeiten» unter der Regie eines «sachbezogenen Denkens»; «Sein» hingegen fokussiert, in «subjektbezogener» Perspektive, auf das «Auskosten eines gegebenen Handlungsspielraums». Was in elementarer, ja - wie Schulze glaubt -

anthropologischer Hinsicht gleichberechtigt und komplementär ist, stellt sich in historischem Betracht als ungleichgewichtig dar: Das Können hat die kulturelle Hegemonie erobert und sich in Gestalt eines «Steigerungsspiels» als Motor der Moderne erwiesen: Die Vorstellung organisierter Möglichkeitserweiterung, gepaart mit dem Glauben an deren unendliche Fortsetzbarkeit, so Schulze, sei «die Hintergrundtheorie unserer Kultur», die «epochale Leitidee» - der «Kristallisationskern», der einen permanenten Wandel ermöglicht und gleichzeitig für Ordnung und Orientierung in diesem Wandel sorgt. («Kapitalismus» ist nur eine Variante des Spiels.)

Doch so - ganz so - geht es nicht weiter, kann es nicht weitergehen. Ein «Wandel des Wandels» tut not. Was aber not tut, tut sich schon: Das Rettende ist still gewachsen, aus dem «Sein». Es kündigt sich an, negativ zunächst, in einem schleichenden Gefühl des Absurden. Die Sprache der all dies verstehenden Soziologie schwebt zwischen existenzphilosophischem Idiom und sozialpsychologischer Terminologie: Wenn Lebensmöglichkeiten nur noch gesteigert werden, um weitere Steigerungen von Lebensmöglichkeiten zu ermöglichen - dann nisten sich Sinnillusionen ein, oder aber Leere breitet sich aus. Noch Wünsche zu haben, wenn man sich alle erfüllen kann, ist nicht so leicht: Was tun, wenn alles getan ist? Selbstbegegnungen sind unvermeidlich - und erwünscht, da sie eine Selbstbesinnung befördern: die Voraussetzung dafür, mit dem gewonnenen Spielraum etwas anzufangen, was nicht lediglich seiner Erweiterung dient. Und wenn einer Erweiterung, dann - hoffentlich - der des Bewusstseins, das erkundet, welches Glück ihm im Steigerungsspiel entgangen ist. Die Stunde der Kultur ist gekommen: der Kultivierung eines solchen Bewusstseins, das weiterspielt - aber ohne Illusion und ohne sich das Sinnverlangen abkaufen zu lassen.

All das ist nicht neu, sondern so alt, wie Fortschritts-, Konsum- und Kulturkritik es sind. Bloss, dass der Biss des Negativen fehlt. Die verstehende Soziologie, die sich ins 21. Jahrhundert vortasten will, versteht vielleicht zu viel; sie ist zu wohlwollend, als dass sie immer den Eindruck vermeiden könnte, erbaulich zu sein. Vielleicht aber ist sie darin, irgendwie, ehrlich; vielleicht findet darum auch dieses Buch seine Leser - Leser, die Zuspruch gebrauchen können.

Gerhard Schulze: Die beste aller Welten. Wohin bewegt sich die Gesellschaft im 21. Jahrhundert? Verlag Carl Hanser, München 2003. 392 S., Fr. 42.80.

.....
Diesen Artikel finden Sie auf NZZ Online unter:
<http://www.nzz.ch/2003/04/05/li/page-article8RU79.html>

.....
Copyright © Neue Zürcher Zeitung AG
.....